

Knipp
Die Erfindung der Eleganz



Kersten Knipp
Die Erfindung der Eleganz

Europa im 17. Jahrhundert
und die Kunst des geselligen Lebens

RECLAM 



2022, 2024 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Umschlaggestaltung: Philipp Reclam jun. Verlag GmbH
Umschlagabbildung: Benjamin Eugène Fichel (1826–1895)
© Painters / Alamy Stock Foto
Druck und Bindung: GGP Media GmbH,
Karl-Marx-Straße 24, 07381 Pößneck
Printed in Germany 2024
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-011491-9

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Inhalt

Einleitung:

Europa, Erbe, Eleganz 7

»Wunderbar und besonders«:

Madame de Rambouillet und ihr Salon 21

Der König, die Macht und die Sprache:

Rhetorik und Politik im Absolutismus 34

Erhabene und niedere Register:

Die Gründung der Académie française 44

Italienischer Frühling:

Baldassare Castiglione erkundet die Lässigkeit 54

»Wir alle sind Flickwerk«:

Montaigne und die Entdeckung der Subjektivität 70

Kein richtiges Leben im falschen:

Der Hofstaat und die Macht der Etikette 82

Geheime Gedanken:

Die Frauen, die Bildung und die Emanzipation 98

Nah und fern:

Das Verhältnis der Geschlechter 114

Virtuosität der Geselligkeit:

Der *galant homme* und die Kunst, zu gefallen 132

Dunkler Optimismus:

Baltasar Gracián und der Glaube an das Mögliche 145

Im Auge des Betrachters:

Die Entdeckung der Mode 158

In den Wäldern:

Jean-Jacques Rousseau sucht das wahre Selbst 174

Auf der Bühne:

Diderot und der Wille zur Flexibilität 193

Arbeit am Fortschritt:

Die Französische Revolution und der neue Mensch 204

Konvention und Bruch:

Die Restauration und das 19. Jahrhundert 220

Schlusswort: Eleganz als Ethik 237

Anhang

Anmerkungen 243

Literaturhinweise 258

Register 263

Einleitung: Europa, Erbe, Eleganz

»Kein vollständiges System, aber Bruchstücke, vielleicht nicht zu verwerfende Materialien, Stoff zu weiterem Nachdenken.«

Adolph Freiherr Knigge, *Über den Umgang mit Menschen*

Es gehört zu den faszinierendsten Erfahrungen städtischen Lebens: das kunstvolle Flanieren auf Bürgersteigen und in Fußgängerzonen, jene beinahe artistische Gewandtheit, mit der Passanten einander ausweichen, indem sie ihr Umfeld weitläufig sondieren, Engpässe frühzeitig bemerken und sich minimal zur Seite drehen, einen Schritt nach links oder rechts tun, um eine kleine Kollision zu vermeiden. Man bewegt sich aufmerksam in der Öffentlichkeit, im Bewusstsein, dort nicht allein, sondern Teil eines größeren Ganzen zu sein. Dazu gehört, sich entsprechend zu verhalten, also Rücksicht aufeinander zu nehmen, einander anzuschauen, wortlose Absprachen für ein, zwei Sekunden zu treffen und so einander erfolgreich auszuweichen. Das kann per Blickkontakt geschehen oder auch ohne, in jedem Fall ist Kommunikation im Spiel, die Bereitschaft und Fähigkeit zur Verständigung. Nichts ist aber schöner als dieser kurze Blick, die stumm signalisierte Übereinkunft, die der Schrittfolge oft vorausgeht, der Beschleunigung, Verlangsamung oder dem kleinen Bogen, und die den kontaktlosen Gang durch die Menge überhaupt erst möglich macht. Dieser kleine Augen-Blick, dieser verschwindend kurze Moment, ist mehr als nur ein Akt der Koordination. Er ist Programm, Bekenntnis und Erbe, in ihm spiegeln sich die Spielregeln der Zivilisation. Es handelt sich um Grundsätze des Miteinanders, Reflex gewordenes Wissen um die Regeln angemessenen Verhaltens in Gesellschaft.

Zugleich ist dieser Blick ein Vergnügen. Nicht selten sendet er bei der Koordination ein weiteres Signal, nämlich das der Lust an

urbanen Umgangsformen, der Freude an wortlos ausgetauschter Information, am reibungslosen Ablauf der Verständigung, am Sekundenbruchteile währenden Moment, über den sich Austausch und gegenseitiges Einverständnis strecken. Es liegt etwas Sportliches in dieser Begegnung, etwas Artistisches, das Teil der modernen Lebensform ist samt ihrer Neigung zu minimalen Gesten, von denen nicht wenig abhängt – in diesem Fall die wie von Zauberhand arrangierten Bewegungsabläufe der großen Menge, ihre fließend-glatte Wogen in den Straßen der Stadt, geboren aus dem Geist der Notwendigkeit – und aus der Lust an der Eleganz. Denn elegant ist es, dieses Einander-Ausweichen, die beinahe tänzerische Art des unfallfreien Fortkommens ohne jegliche Zusammenstöße, ohne jede Remperei. Die Voraussetzungen dieses geschmeidigen Fortkommens sind keineswegs banal, und das Wissen darum spiegelt sich in dem kurzen Lächeln, das den koordinierenden Blick bisweilen begleitet. Das freundliche Nicken, der kurze Gruß vermittelt kurz hochgezogener Augenbrauen enthält die Freude über das geteilte Repertoire, das gemeinsame Wissen um Normen und deren anhand minimaler Körperwendungen souverän demonstrierte Beherrschung gerade jetzt, in diesem Moment inmitten des urbanen Getümmels.

So zumindest verhielt es sich viele Jahre, nein, Jahrzehnte. Die urbane Gesellschaft entwarf ihre Spielregeln, die allermeisten verinnerlichteten sie so sehr, dass sie die Spontanität von Reflexen hatten: Es handelte sich um antrainierte, anerzogene Verhaltensweisen, die so selbstverständlich und sicher umgesetzt wurden, dass sie weniger wie bewusst vollzogene Akte als wie beinahe natürliche Verhaltensweisen wirkten. Inzwischen sind diese Reflexe nicht mehr ganz so spontan und verständlich, zumindest nicht mehr so verbreitet wie früher. Es scheint, als ginge die Erinnerung an die urbanen Spielregeln verloren, als verflüchtige sich die Einsicht in deren Sinn. Jedenfalls geht es ein wenig holprig zu in den Straßen der Stadt, die Körper weichen einander nicht mehr so geschmeidig aus, so als schmelze die Wendig-

keit dahin. Blicke treffen sich immer noch, aber weniger verlässlich und weniger häufig. Entsprechend steif bewegen sich die Körper, treiben aufeinander zu und kollidieren dann auch. Arm und Schulter erleben, wenn nicht einen festen Zusammenprall, so doch deutlich spürbare Berührungen.

Es scheint, als mische sich eine gewisse Weltvergessenheit in die urbane Intelligenz, als schwinde die Aufmerksamkeit für die Dinge im nächsten Umfeld. Die Blicke sind nicht selten dem Boden zugewandt, fern und unbestimmt, dem Umfeld entzogen, ein Spiegel weltvergessener Subjektivität. Oder die Gehenden sind ins Gespräch vertieft, während sich ihre Dreier- oder Viererkonstellation über den größten Teil des Gehwegs erstreckt, und sie weichen auch dann nicht aus, wenn es erkennbar eng wird. Ausweichen scheint immer Sache der anderen zu sein. Nicht, dass es böse gemeint ist. Dazu wirkt der leichte Zusammenprall allzu oft wie ein Stoß gegen ein träumend abwesendes Bewusstsein, eine tiefe – allzu tiefe – Subjektivität, die der Gegenwart auf geheimnisvolle Weise enthoben ist. Das leichte Aufschrecken oder auch die dem Aufprall oft nachgereichte Entschuldigung lassen keinen Zweifel daran: Es ist nicht böse gemeint. Und doch ist das der Gesellschaft entzogene Bewusstsein auf dem Gehweg ein Phänomen, das sich anderswo fortsetzt: im lauten Handygeplapper im Zugabteil, souverän die Mitreisenden ignorierend; im musikalischen Erlebnis an der Ladenkasse, gespeist vom digitalen Kopfhörer, das auch im Moment der Bezahlung durch Worte und Gestik kaum unterbrochen wird; in den erstaunlichen Positionen der nach dem Gebrauch zurückgelassenen E-Scooter, die quer auf dem Gehweg, in weitem Abstand zur Hausmauer daliegen wie von Fünfjährigen hingeworfen, so dass sie alle anderen zu Ausweichmanövern nötigen.

Es ist merkwürdig: Auf der einen Seite hat die Gesellschaft ihre Sensibilität enorm entwickelt und ihr Bewusstsein dafür geschärft, wie andere Menschen denken und empfinden – gerade in einer zusammenwachsenden Welt ist das eine unverzichtbare

kulturelle Leistung. Immer mehr Menschen versuchen, den anderen zu verstehen, zu begreifen, was in ihm vorgeht, wie er empfindet und wie er die Welt deutet, insbesondere in Zeiten von Flucht und Migration. Kulturelle Unterschiede können Gesellschaften stark belasten, und in Zeiten, in denen Vorstellungen über das, was gut und richtig, schlecht und falsch ist, immer weiter auseinandergehen, kommt es sehr darauf an, die Motive des oder der jeweils anderen zur Kenntnis zu nehmen und sie nachzuvollziehen. So ist gerade in den multikulturellen Gesellschaften des Westens ein neuer kommunikativer Standard entstanden, der allen Beteiligten enorm viel abverlangt. Wenn immer weniger selbstverständlich wird, wenn Verhaltensweisen sich ändern und Lebensweisen teils deutlich auseinanderklaffen – dann kommt es umso mehr darauf an, einander zu verstehen oder es zumindest zu versuchen.

Voneinander verschieden sind Menschen nicht nur durch ihre Herkunft, ihre Sprachen, ihre Konfessionen und Gewohnheiten. Sie unterscheiden sich zudem durch das Geschlecht, und zwar recht genau im Verhältnis 50 zu 50. Rund die Hälfte der Menschen sind Frauen, die andere Hälfte Männer, einige verstehen sich weder als das eine noch das andere. Vor allem aber sind diese beiden Hälften gleichberechtigt, und das einzugestehen hat die westliche Gesellschaft als ganze nicht wenig Mühe gekostet: Der im vorletzten Jahrhundert begonnene Kampf um Gleichberechtigung ist immer noch nicht endgültig ausgefochten. Und obwohl wir uns immer mehr bemühen, möglichst alle Menschen in unsere Gesellschaft zu integrieren, gehen wir im Alltag oft rüde und wenig achtsam miteinander um.

Umso mehr kommt es auf Verständigung an, auf Aufmerksamkeit und den Willen, einander zu verstehen. Wer ist der Mensch mir gegenüber, was empfindet er, wie gehe ich am besten auf ihn ein? Und umgekehrt: Wie wird er auf mich zugehen? Gefragt ist eine Annäherung, eine Verständigung, die im Zweifel viel mehr bewirkt, als dass wir nur halbwegs erträglich, vielleicht sogar gut miteinander auskommen. Die Höflichkeit, die in

Momenten der Begegnung so entscheidend ist, entstammt einem ganz anderen Register als die sonst üblichen Alltagszwänge. 1885 schrieb der französische Philosoph Henri Bergson (1859–1941): »Wie die Anmut trägt sie [die Höflichkeit] die Idee einer grenzenlosen Geschmeidigkeit; wie die Anmut setzt sie zwischen den Seelen eine flinke, bewegliche Sympathie in Bewegung; wie die Anmut schließlich enthebt sie uns aus einer Welt, in der das Wort an die Handlung und die Handlung an den Nutzen gebunden ist, in eine andere, ideale Welt, in der Worte und Bewegungen sich von der Frage nach ihrem Nutzen befreit haben und kein anderes Ziel haben als zu gefallen.«¹

In der Höflichkeit zeigt sich der Mensch ganz anders als in jenen Momenten, in denen er selbstvergessen durch den Alltag tritt. Der höfliche Mensch ist ein Mensch voller Eleganz, ein Mensch auf der Höhe seiner Möglichkeiten, ästhetisch, aber auch und vor allem hinsichtlich seiner Intelligenz. »Können wir nicht sagen, dass diese Höflichkeit in ihren tausenden unterschiedlichen Aspekten, die gewisse Qualitäten des Herzens und viele Qualitäten des Geistes voraussetzt, der seinerseits in der völligen Freiheit der Intelligenz besteht – dass diese Höflichkeit also eine ideale ist und dass der strengste Kritiker Unrecht hätte, wollte er mehr oder Besseres verlangen?«

Bergson schrieb seine Zeilen als junger Mann in einer Zeit, in der die Spielregeln der Höflichkeit ihren festen Rahmen verloren oder, positiver formuliert: das enge Korsett früherer Zeiten gesprengt hatten. Höflichkeit stand zu Bergsons Zeit bereits im Plural, sie ließ sich auf viele Weisen zur Geltung bringen. Zugleich war Höflichkeit aber immer sehr viel mehr. Bergson schrieb seine Zeilen vor dem Erbe einer Kultur der Eleganz, die – von heute aus gesehen – vor 400 bis 500 Jahren ihren Anfang nahm und gleich zu Beginn einen ihrer Höhepunkte erreichte. Es ist kein Zufall, dass eines der Zentren dieser Kultur Frankreich – genauer: Paris – war. Wie nirgends sonst konzentrierten sich dort politische Macht und kulturelle Energien, zumal der Adel sich einem bürgerlichen Konkurrenzdruck ausgesetzt sah,

der nicht mit Waffen, sondern ökonomisch und vor allem kulturell ausgefochten wurde.

Heute würde man das mit dem Begriff *soft power* beschreiben: Entscheidend war die Attraktivität des Auftritts, die langfristig viel stärker wirkt als der bloße Einsatz von Gewalt. Vernunftgründe mögen dafür sprechen, sich den Waffen zu unterwerfen. Das Herz aber lässt sich so nicht binden. Es sucht die Nähe dessen, was es fasziniert und bewundert. Und so wurden in Paris – natürlich auch in anderen Hauptstädten, aber ganz besonders in der französischen – Traktate, Romane, Ratgeber verfasst, deren Autorinnen und Autoren die Verhaltensweisen ihrer Zeit sehr aufmerksam studierten. Meist waren sie mit ihnen wenig einverstanden, weshalb sie ihnen andere Modelle entgegensetzten. Allerdings entwickelten sie nicht nur Modelle, sondern auch und vor allem Begründungen. Die Autorinnen und Autoren gaben ihren Leserinnen und Lesern Empfehlungen zum angemessenen Auftritt in der Öffentlichkeit – die zu ihrer Zeit relevante Öffentlichkeit gründete überwiegend auf Königs- und Fürstenhöfen –, doch sie erklärten auch, warum sie diese und jene Formen für angemessen hielten. So machten sie ihre Leserinnen und Leser teils mit einem umfassenden Formenrepertoire bekannt, mehr aber noch regten sie sie dazu an, über den Sinn dieses Repertoires nachzudenken. Aus welchen tieferen Gründen entscheiden wir uns für einen Auftritt dieser oder jener Art? Damit setzten sie nicht nur dem Lauf der Zeit unterworfenen und damit schnell hinfällige Ratschläge zum guten Benehmen in die Welt, sondern vor allem eines: das Nachdenken über die Motive, darüber, warum gewisse Verhaltensweisen angemessen sind und andere nicht. Es sind die von ihnen aufgeworfenen tieferen Überlegungen und Argumente, die die europäische Kultur, oder genauer, ihren mit Problemen des Stils befassten Teil, bis heute geprägt haben. Und genau das ist der Kern aller Erörterungen zur Eleganz: die Frage nach dem Warum. Mit ihren Antworten haben die Autorinnen und Autoren die soziale Sensibilität ihres Publikums und damit, quer über die Generati-

onen, ihr gesellschaftliches Formbewusstsein in bislang unbekanntem Maß erhöht. Denn ergründet man die Eleganz des gesellschaftlichen Auftritts, untersucht man zuletzt ihre Motive – auch und vor allem ihre vorgeblichen Motive, hinter denen zu Recht andere, weniger lautere vermutet wurden.

Nirgends zeigt sich diese Kritik am pompösen Auftritt schonungsloser und bissiger als in den Schriften der französischen Moralisten, eines François de La Rochefoucauld (1613–1680) oder Jean de La Bruyère (1645–1696). Die beiden Autoren sind zusammen mit dem spanischen Jesuiten Baltasar Gracián (1601–1658) die wohl scharfsichtigsten Beobachter ihrer Zeit. Unentwegt attackieren sie die Finten und Prahlerien ihrer Zeitgenossen, lassen die Luft aus den großen Worten heraus oder zupfen an pompösen Gewändern, um den Blick auf die erbärmlichen Gestalten darunter zu lenken. Sie entblößen das Elend hinter dem Glanz. Dies tun sie nicht aus Boshaftigkeit (meistens zumindest), sondern aus einem geradezu aufklärerischen Impetus heraus: Sie lehren ihre Zeitgenossen, genau hinzuschauen, sich nicht mit der ersten oder zweiten Erklärung zufriedenzugeben, sondern – vielleicht – erst mit der dritten, vierten oder fünften. Denn die Menschen, die sie schildern, sind berechnende Wesen, sie denken um die Ecke und lassen sich allerhand einfallen, um andere zu täuschen und zu blenden. Eleganz, lernt man bei ihnen, ist keineswegs unschuldig. Nicht immer, aber doch sehr oft ist sie ein Instrument der Täuschung, inszeniert um des eigenen Vorteils willen. Man lasse sich also nicht blenden von all dem Pomp, man denke vielmehr nach und prüfe: Warum verhält sich dieser oder jener, wie er oder sie es tut, was sind die eigentlichen Motive, wo liegen seine oder ihre Interessen?

Diese Kunst des skeptischen Denkens hat ihre Anfänge ganz wesentlich bei einem Autor genommen: Michel de Montaigne (1533–1592). Der ehemalige Bürgermeister von Bordeaux schrieb von ungefähr 1570 an Essay um Essay. Darin wandte er sich den unterschiedlichsten Themen zu, die doch durch eines verbunden waren: die Skepsis ihres Autors sich selbst gegenüber. Nahe-